

## Mein Vater ist ein Baum

Mein Vater war Kärntner. Er war es mit jener bissigen Selbstironie, die es mittlerweile braucht, um diese Last in Würde zu tragen. Ich bin Halbkärntner, also nur halb so selbstironisch, wie mein Vater es war, höchstens.

Meine Mutter ist Vorarlbergerin. Ihr Herkunftsort gilt offiziell als die einwohnerreichste Marktgemeinde Österreichs, ein Detail, auf das die Bewohner großen Wert legen. Der örtliche alemannische Dialekt ist besonders obskur. Damit beherrscht meine Mutter eine Geheimsprache, die den Rest des Landes vor ein Rätsel stellt. Ich spreche sie zwar nicht, verstehe sie aber immerhin.

Ich bin Wiener und eine Melange. Meine Mutter lebt. Mein Vater ist tot.

Wir finden ihn in seiner Wohnung auf dem Küchenboden. Er trägt Unterhose und Unterleibchen, darüber ein offenes Hemd. Es ist seine Daheimbleib-Uniform. Auf der Arbeitsfläche eine Scheibe Schwarzbrot und eine Packung Teebutter, der weichgewordene Butterklotz halb aus dem Goldpapier geschält, auf der Oberfläche seichte Rillen. Das Brot ist schütter bestrichen. Das Messer liegt neben meinem Vater am Boden. Mitten im Butterbrotschmier muss es ihm aus der Hand gefallen sein.

Unsere Väter sind alle gleich.

Sie kommen aus kleinen Ortschaften mit verengtem Horizont, werden gezwungen, zu beten und in die Kirche zu gehen. Sie stammen aus bedrückend pragmatischen Handwerkerfamilien. Sie reiben sich an ihrer Herkunft und sind nicht besonders sportlich, ihr schwächlicher Körperbau ist ideal fürs Laufen. Sie sondern sich ab in die Welt der Bücher, die an unbekannte Orte führen und eine neue Lebensmöglichkeit offenbaren. Sie sitzen im Obstgarten und tagträumen vom Wilden Westen, beim Umblättern streifen sie mit dem Zeigefinger den Abzug der Silberbüchse. Oft werden sie dabei in Ruhe gelassen. Im Fasching gehen sie als Cowboy mit aufgemaltem Schnurrbart. In der Schule tun sie sich leicht. Die Bücher infizieren sie mit Wissensdurst und Fernweh.

Sie kehren der Enge des kleinen Ortes den Rücken und retten sich in die Stadt, die vorerst ihren Hunger auf die Welt stillt. Sie wollen studieren und Gleichgesinnte treffen

und etwas aus sich machen, das mit Lesen zu tun hat. Im Winter fahren unsere Väter auf Heimatbesuch mit dem ersten eigenen Auto, das ins Schleudern gerät auf der vereisten Straße. Als sie aussteigen, werden sie von ihren Eltern nicht begrüßt, sondern schroff ermahnt, sich gefälligst die Haare zu schneiden. Es ist die Zeit der wilden Frisuren. Unsere Väter steigen wortlos wieder ein und fahren den ganzen Weg ohne Pause zurück. Die Stadt ist jetzt ihr Zuhause.

Unsere Väter führen ein geselliges Studentenleben. Sie gehen auf Reisen und lernen, wer sie sind. Da gibt es Menschen, die sie finden und verlieren. Als gute Studenten gehen unsere Väter auf die Straße, um einzufordern, was ihnen zusteht. Anders als wir sind sie politisch aktiv. Auch ihnen redet man ein, Protest sei zwecklos, anders als wir hören sie nicht darauf.

Die Arbeit neben dem Studium verdrängt das Studieren immer mehr, bis es ehrlicher ist, den Tatsachen ins Auge zu sehen und abzurechnen. Eines Tages verraten unsere Väter ihre Ideale, weil es lächerlich wäre, das nicht zu tun. Sie wachsen in Berufe hinein und fügen sich bestehenden Hierarchien. Sie träumen vom richtigen Leben im richtigen. Es scheint Wege zu geben, ein solches zu führen.

Irgendwann lernen sie jemanden kennen auf einer Geburtstagsfeier, mit dem es länger hält. Es ist etwas Ernstes und bedeutet den Übergang in ein anderes Leben. Als wir auf die Welt kommen, sind sie präsent trotz all ihrer Verpflichtungen. Unsere Väter gehen ganz in ihrer Vaterrolle auf. Sie füttern und baden uns, cremen uns den wunden Hintern ein, sie machen erbrochene Milch weg. Die Hauptlast tragen unsere Mütter. Dem ersten Kind folgt ein zweites, damit es eine richtige Familie ist. Man kann es sich leisten, es geht sich aus. Die Brüder sind vier Jahre auseinander, noch mit vierzehn und zehn teilen sie ein Stockbett, dann, nach dem ersehnten Umzug, bekommt jeder sein eigenes Zimmer.

Unsere Väter sind getrennt von unseren Müttern, der Kontakt bleibt eng. Unsere Väter bleiben am Leben. Sie arbeiten und erfüllen ihre Pflicht, sie sind Kulturmenschen und stillen ihren Lesehunger. Manchmal sind sie glücklich. Unsere Väter sind Menschen voller Widersprüche, also Menschen.

Auch wir werden eines Tages unsere Ideale verraten und uns nicht lächerlich machen. Wir werden die Welt verändern wollen und einsehen, dass es nicht gelingt. Wie unsere Väter werden wir es wenigstens da und dort versucht haben. Wir werden selbst Väter sein, und alle gleich.

Es sind Momente, deren Häufigkeit und Dauer abnehmen. Ich stolpere über eine behagliche Buchzeile, erfahre kopfschüttelnd von politischen Entwicklungen, höre eine amüsante Geschichte, stelle mir eine bestimmte Frage, zu der mir ein idealer Antwortgeber einfällt. Ganz von selbst der Impuls, das Telefon in die Hand zu nehmen und ihn anzurufen, die Stelle zu zitieren, sich gemeinsam über Kleingeistigkeit lustigzumachen, die Geschichte zu erzählen, die Frage zu stellen.

Für einen Sekundenbruchteil ist der Anruf möglich. Ich schlucke eine klamme Betretenheit hinunter, sie hinterlässt einen Kloß im Hals, der sich nur langsam auflöst.

Es gibt Sätze, die sind klüger als man selbst. Die schreibt man achtlos hin, weil sie schön aussehen und man sich mit ihnen wichtigmachen kann. Vielleicht auch, weil darin insgeheim eine tiefere Wahrheit anklingt, die man zum Zeitpunkt des Notierens selbst noch nicht durchschaut. Irgendwo steht ein solches Satzpaar von mir, klüger als ich: *Jeder Sohn stirbt als sein Vater. Jeder Vater lebt weiter als sein Sohn.*

Heute weiß ich, dass es stimmt.

Auf dem Schreibtisch liegen die letzten zehn Jahre seines Lebens, fein säuberlich verstaubt in handlichen Taschenkalendern, die er akribisch führte mit hartem Bleistift. Darin finden sich die üblichen Uhrzeiten von Terminen und Veranstaltungen, die Geburtstage sämtlicher Verwandter und Freunde, jeweils mit dem korrekten Lebensjahr, aber auch Anmerkungen wie „Winterzeit 3 – 1 = 2“, also um drei Uhr früh muss man die Uhr um eine Stunde zurückstellen auf zwei Uhr. An solche Dinge hat er uns aus gutem Grund erinnert. Es stehen darin nicht nur die eigenen, sondern auch fremde Arzttermine, inklusive Vermerk zum Untersuchungsergebnis. All dies geschrieben in der väterlichen Druckschrift, leserlich und filigran.

Er nutzte die Kalender ebenso als praktische Alltagsbegleiter wie als Nachschlagewerk für später, um zurückzublättern im Lebensarchiv. Gewissenhaft geführte Kalender stenografieren die Gegenwart mit, und für die Zukunft sind sie ein Instrument zum Sichten der Vergangenheit.

Es ist üblich geworden, das Ableben eines geliebten Menschen in den sozialen Netzwerken zu teilen. Diese Praxis ist würdelos für alle Beteiligten. Die digitale Welt – mit ihrer Oberflächlichkeit und Unverbindlichkeit und Schnelllebigkeit – ist nicht gedacht für stilles Gedenken. Es gibt Orte, da haben unsere Toten nichts verloren, und unsere Liebe am

allerwenigsten. Die durchgescrollte Pinnwand unseres Profils, das wir verbissen instandhalten wie das Schaufenster unserer Existenz, ist einer davon. Wir sind wohl alle längst *Personen des öffentlichen Lebens*.

Es muss vier Uhr früh gewesen sein. Menschen sterben immer um vier Uhr früh. Nicht um zwei Uhr früh. Nicht um fünf Uhr früh. Nicht um ein Uhr früh. Nicht um sieben Uhr früh. Um Mitternacht schon gar nicht. Menschen sterben um vier Uhr früh. Immer.

Wir finden Bücherstapel und Zeitungspacken. Wir finden Kugelschreiber und Bleistifte, schachtelweise Büroklammern und Reißzwecken, Papier und Notizbücher in jedem erdenklichen Format, so viel von allem, wie eingelagert für die Apokalypse, so viel Schreibzeug, dass man damit eine Zeitungsredaktion ausstatten könnte. Wir finden Unterlagen, Briefe, private und geschäftliche, manches reicht Jahrzehnte zurück, bis weit vor die Geburt der Kinder.

Wir wühlen uns durch die Zettelwirtschaft und durch die eingelagerte Zeit, wir ordnen ein, misten aus. Der Inhalt seiner Wohnung dokumentiert nicht nur sein eigenes, sondern gleich mehrere Leben. Was schön ist, aber auch anstrengend. Die Erinnerungsarbeit ist schmerzhaft und auslaugend. Sie muss getan werden.

Er war ein Aufheber und Sammler. So vieles musste er loslassen, so viele Menschen und Träume und Ideen von sich, dass er greifbare Dinge um sich brauchte, an denen er sich festhalten konnte. Das Doppelbett im Schlafzimmer ist vollgestellt mit Schachteln, seit Jahren muss er im Wohnzimmer auf der Couch geschlafen haben. Zugedeckt hat er sich mit einer roten Decke. Wir sind lange nicht mehr hier gewesen.

Wir finden eine Münzsammlung samt Miniatur-Goldbarren, die seit Jahren als verschollen galt. Müssen damals ein paar Arbeiter gestohlen haben, als die Fenster neu gemacht wurden, hieß es immer. Wir finden hundert Glühbirnen, die er gehamstert hat, nachdem sie von der Europäischen Union verboten wurden. Wir teilen sie brüderlich. Niemand wird sich so bald um Nachschub kümmern müssen. Wir bahnen uns einen Weg. Dieser Ort passt nicht zu ihm. Er war stets gepflegt, erschien im Anzug ohne Krawatte, trug Schuhe, die alt waren, aber gut erhalten. Es wird Monate dauern, die Wohnung auszuräumen.

Aus meiner Volksschulzeit finden wir eine unbeholfene Bastelei mit Vatertagsgedicht:

Heute ist ein schöner Tag  
Es ist nämlich Vatertag  
Am Abend kommst du von der Arbeit heim  
Und schenkst mir Liebe tagaus, tagein

Bei dir find ich Geborgenheit  
Und das ist meine **größte** Freud  
Sehr viel Spaß hab ich mit dir  
Ich hätte dich so gern mal vier

Alles Mögliche kannst du für mich machen  
Und wir unternehmen auch gemeinsam viele Sachen  
Papi, du bist immer cool  
Auch wenn du sitzt im Lehnstuhl

Bloß einen einzigen Rechtschreibfehler habe ich damals gemacht. Manches mag recht waghalsig gereimt sein, doch immerhin ist es selbst verfasst.

Wir finden sein Leben ohne uns. Ich kenne es bloß aus Erzählungen und Fotoschachteln. Als er mich bekam, war er einige Jahre älter als ich jetzt bin. Es ist befremdlich, mit seinen guten Freunden von damals zu sprechen, denn sie kennen ihn anders als ich, ja – sie kennen einen anderen. Für sie war mein Vater ein Mitstudent, Plauderer, Spaghettikoch. Andere kennen ihn als Kollegen oder Chef oder Kunden oder Reisebegleiter, niemand sonst kennt ihn als Vater. Wir glauben, wir sprechen über dieselbe Person, dabei sind es viele verschiedene, die wenig bis gar nichts miteinander zu tun haben.

Er hat viele Leben geführt, einige richtige im richtigen, ein paar richtige im falschen, ein paar falsche im richtigen und ganz wenige falsche im falschen.

Eines Tages werde ich über ihn schreiben. Warum? Weil nichts einen Grund braucht und alles einen hat. Es wird ein Buch sein.

Über der Lehne eines der Wohnzimmersessel hängt ein Stoffbeutel mit der letzten Sonntagszeitung, um die ich ihn Tage zuvor gebeten habe, weil mir diese Ausgabe am verbummelten Wochenende nicht untergekommen ist. Er hatte überhaupt immer einen Stoffbeutel mit, aus dem er wie der Aushilfsweihnachtsmann bei jedem Treffen ein kleines

Geschenk hervorzauberte.

Meistens war das einfach ein Zeitungsausschnitt über ein Restaurant, das man gemeinsam ausprobieren könnte, oder eine Lektüreempfehlung oder das Programm einer Kultureinrichtung mit von ihm eingeringelten Vorlieben. Es wäre ihm gar nicht eingefallen, einmal mit leeren Händen dazustehen, und uns wäre es seltsam vorgekommen, hätte er einmal nichts für uns dabeigehabt. Manchmal verdrehten wir ob seiner zwangsbeglückenden Fürsorglichkeit die Augen.

Ich streune durch die Wohngegend meines Vaters. Es gibt kein Gasthaus mehr, kein Beisl mit Hausmannskost, bloß noch den Einheitsbrei fremdsprachiger Läden und Lokale. Seine Stammbuchhandlung ist längst eingegangen. Ging er zum *Buchhändler seines Vertrauens*, dann war das keine leere Floskel. Dieser verschwundene Stammbuchhändler lebte zur Hälfte von ihm, wie meine Mutter einmal scherzhaft anmerkte. Mein Vater war Leser. Darin war er kompromisslos. Er führte ein Buchleben in und mit und bei Büchern. Er hat mir vorgelebt, stets Lesestoff einzustecken.

Ottakring war schon immer ein grauer, melancholischer Bezirk. Es ist meine Kindheitsgegend. Nach einem anstrengenden Tag des Sichtens und Räumens gehen wir in ein Lokal schräg gegenüber der Ottakringer Brauerei. Meine Mutter bestellt ein kleines Bier, weil sie findet, das habe sie sich jetzt verdient. Der Kellner reißt bestürzt die Augen auf. Gibt es nicht, schnaubt er. Er macht auf dem Absatz kehrt und murmelt Verwünschungen in einer Sprache, die wir nicht beherrschen. Wir stehen auf und gehen.

Es hat Monate gedauert, die Wohnung auszuräumen. Jetzt wird sie hergerichtet. Boden neu, Wände neu, Badezimmer neu, Küche neu, alles neu. Die Küche, in der mein Vater gestorben und gelegen ist. Keine Spur mehr von ihm, kein Hinweis auf seinen Tod. Es sieht schön aus.

Eine Maklerin kümmert sich um die Vermietung der Wohnung. Dass sie eine dreiköpfige Familie beim Besichtigungstermin schroff behandelt, entschuldigt sie damit, dass sie Deutsche sei, genauer gesagt aus Norddeutschland, was sie mehrmals betont. Die drei sagen zu, schriftlich in Kurznachrichten und mündlich am Telefon. Dann sagen sie überraschend ab. Es ist noch nichts unterschrieben. Wir fragen uns, was den plötzlichen Gesinnungswandel ausgelöst haben mag. Vielleicht die Schroffheit der norddeutschen Maklerin? Ein paar Tage später sagen sie doch wieder zu. Wir lehnen ab. Nach solchem Hin und Her wird das nicht gutgehen. Es werden sich andere finden.

Hier bin ich aufgewachsen und bis zum Eintritt ins Gymnasium geblieben. Bald wird diese Wohnung, in der mein Vater gestorben ist, wieder mit Leben erfüllt sein. Menschen werden kochen, essen, spielen, lesen, lachen, streiten, weinen. Fremde Menschen. Sie werden in der Wohnung Kinder zeugen, die wiederum darin aufwachsen.

Mein Vater ist gestorben, wie er gelebt hat: möglichst unkompliziert für andere. Nur ja keine Umstände machen, niemandem eine Last sein. Er hat es vorgezogen, nicht im Urlaub zu versterben auf einer seiner Busreisen mit dem Seniorenverein, die er seit der Pensionierung so gerne gemacht hat. Mein Vater ist schön brav zu Hause gestorben, still und heimlich, in den eigenen vier Wänden, einfach umgefallen und nicht mehr aufgestanden. Das erspart uns den Aufwand einer komplizierten Rückführung der Leiche.

Manchmal wünschte ich, er hätte es uns viel schwerer gemacht, uns viel mehr abverlangt als das bloße Auffinden seines Körpers. Es hätte ein langer Abschied sein sollen, mit tränenreicher Aussprache und verwelkten Blumen am Fensterbrett des Krankenzimmers.

So gründlich wie im Leben war er auch beim Sterben: Das Herzinfarkttrisiko hat er stetig gesteigert, zügig darauf hingearbeitet, kaum mehr gegengesteuert. Andere brauchen mehrere Versuche, erholen sich zwischenzeitlich und starten von vorn. Bei ihm hat es gleich beim ersten Anlauf geklappt. Da er Junggeselle war, konnte ihm niemand helfen. Er hat sich eine Naturbestattung gewünscht, wie er sie schon bei anderen besuchen durfte.

Mein Vater ist ein Baum. Wo er steht? Am Wiener Zentralfriedhof.

Mein Vater ist ein Baum am Zentralfriedhof. Das zu sagen, gibt ein sicheres, starkes Gefühl, vermittelt wohlige Endgültigkeit. Wir verbliebenen Familienmitglieder sind uns einig, für uns selbst einmal die gleiche Art der Beisetzung zu wünschen. Es ist die poetischste Form: eine Hinbettung ins Waldbodendunkel, schlicht und erhaben. Ein Baum sein, denke ich. Was kann man Besseres sein, nachdem man ein Mensch gewesen ist? Die Asche geht über ins Erdreich, aus dem sich die Wurzeln ihre Nährstoffe ziehen.

Drei verregnete Rosen liegen auf dem geschlossenen Aushub, am niedrigen Erdguf, der sich über Nacht senken wird. Die Rosen wirken, als würden sie schlafen. Man möchte sie nicht wecken und bleibt still.

Mein Vater ist ein stolzer Baum. Ihn besuchen heißt sich verlieren in der Weite des Kontinents Zentralfriedhof. Im März war ich dort, und im November. Und finde nie auf

Anhieb hin.

Auf einem Zentralfriedhofsspaziergang habe ich Rehe gesehen, die sehr zutraulich sind. Sie lassen sich nicht stören bei ihrer Nahrungssuche im Gesträuch. Sie klauben dürre Blätter von den kahlen Zweigen, raspeln die seltenen Blattfunde ab mit ihren rauen Zungen. Die Zentralfriedhofsrehe sind nah. Der Wald ist weit.

Mein Vater ist ein Baum, so kann er atmen und schauen. Das ist viel bequemer als eine Tonne dichtgepackter Erde überm verrottenden Sarg, die unerbittlich auf einen niederdrückt. So atmet er frei, den Jahreszeiten ausgesetzt. So ist er Teil des Geschehens, bekommt alles mit, kann die Vorübergehenden studieren, die Spaziergänger und Grabpfleger und braven Friedhofswitwen. So atmet er vatertief ein und vatertief aus und wieder ein. So bleibt er Teil der Welt und nicht vor ihr verborgen, als wären seine Überreste ein unliebsames Geheimnis, das man sicher verwahrt wissen will. Mein Vater ist ein Baum.

Am meisten erschreckt mich, wie kalt er bereits ist.

Ich sitze in der Hocke neben meinem toten Vater, der am Boden liegt. Er liegt verrenkt am Küchenboden, der kalt ist. Ich hocke in der Vaterwohnung neben dem leblosen Körper und streichle sein kaltes Ohr, das linke, welches mir zugewandt ist. Ich fahre ihm über das kalte Hemd an seinem kalten Rücken, traue mich nicht, ihm unters kalte Hemd zu fahren, um so direkt seinen kalten Rücken zu streicheln. Ich betrachte seine mit Sicherheit kalten Beine, die nackt sind. Das ist mein Vater, denke ich, und er ist kalt, denn er ist tot.

Mein Bruder sitzt dabei, ebenfalls in der Hocke. Als ich mit Streicheln fertig bin, übernimmt er wieder. So geht es hin und her zwischen uns, denn für beide gleichzeitig ist in dem schmalen Küchengang kein Platz. Obwohl ich merke, wie mir die Füße einschlafen, es unangenehm zu kribbeln beginnt, wage ich es nicht, aufzustehen, mich vom Boden zu erheben, auf dem mein Vater liegt, der tot ist und nie wieder aufstehen wird. Wir sind ein trauriges Dreigespann. Manchmal sage ich etwas, ein Wort, einen Satz, manchmal sagt mein Bruder etwas, dann wieder lange niemand. Stummes Vaterstreicheln.

Alle sind sie abgezogen: Feuerwehr, Rettung und Polizei. Die Wohnung wurde auf unseren Verdacht hin aufgebrochen und betreten, ein lebloser Körper gefunden, der Tod festgestellt. Sie warteten unser Erscheinen ab, informierten uns, drückten ihr Beileid aus. Sie ließen uns mit unserem toten Vater allein. Bald werde die Totenbeschau stattfinden,



dann könne seine Abholung veranlasst werden. Wir warten. Es ist still.

Es war eine schwierige Liebe.

Wir breiten die rote Couchdecke über ihn wie einen purpurnen Cäsarenmantel. Dem König, dem Kaiser, dem milden Regenten. Wir decken dich zu, denke ich, damit dir nicht so kalt ist. Ich zucke zusammen. *Ihm ist* nicht mehr kalt, sondern *er ist* kalt. Er empfindet keine Kälte mehr, sondern sie durchdringt ihn, geht von ihm aus. Ein kleines Wort macht diesen großen Unterschied. Das ist der sprachliche Übergang vom Menschen zum Körper, der einmal Mensch war.

Vorerst bleibt alles eine Geschichte. Für die Wahrheit ist später ja immer noch Zeit.

Ich werde sterben wie mein Vater, nachts für mich, um vier Uhr früh, in Unterhose, Unterleibchen und offenem Hemd, in der Küche, vorm Herd, mit Buttermesser in der Hand. Ich freue mich nicht darauf, ich hadere nicht damit. Es wird sein.

Einen *Lehnstuhl* haben wir nie gehabt.

Das Vaterbuch ist fertig. Jetzt muss ich es nur noch schreiben.